

Religion und Demokratie

# Ewige Bestimmung des Menschen

Gastkommentar  
von MARTIN GRICHTING

Das 400-Jahr-Gedenken an den Dreissigjährigen Krieg wirft ebenso wie die zeitgenössischen religiös konnotierten Konflikte die Frage auf, ob es der Religion noch bedarf in einer Zeit nach der Aufklärung und welche Funktion sie dann allenfalls haben könnte.

Zweifellos ist die Zeit einer Kirche abgelaufen, die vom Staat beherrscht und zugleich zu Herrschaft geführt wird, wie es der evangelische Altmeister der Kirchenhistorie, Gerd Tellenbach, formuliert hat. Denn allzu oft hat diese Symbiose den Staat zur Diskriminierung Andersgläubiger verleitet und die Religionsgemeinschaften zu willfährigen Beweihräucherern staatlicher Omnipotenz gemacht. Mit Alexis de Tocquevilles Worten: «Die Fürsten liehen der Kirche ihre materielle Macht, sie lieh ihnen ihr moralisches Ansehen; jene verschafften ihren Vorschriften Gehorsam, sie verschafften den Befehlen jener Respekt.»

Es ist gerade Tocqueville, der sich im 19. Jahrhundert, zu Beginn des europäischen Demokratisierungsprozesses, Gedanken gemacht hat zur Rolle von Religion in einer Gesellschaft von Freien und Gleichen. Er sah Religion als wesentlichen Faktor dafür an, dass die Demokratie Bestand haben würde. Denn der Mensch könne eine völlige religiöse Ungebundenheit und eine vollkommene politische Freiheit nicht ertragen. Sei er nicht gläubig, müsse er hörig werden, und sei er frei, müsse er gläubig sein, stellte er apodiktisch fest.

Tocqueville war so sehr davon überzeugt, dass die neuen Demokratien an der Religion festhalten müssten, dass er sie durch die Trennung vom Staat aus den politischen Händen heraushalten wollte.

Worin aber sollte die unersetzliche Rolle der Religion bestehen, wenn ihr kein direktes politisches Mandat mehr zukommen würde? Tocqueville sah eines der wichtigsten politischen Merkmale der Religion darin, dass sie den Menschen daran gewöhne, sich auf die Zukunft einzustellen. Schwinde das Licht des Glaubens, verenge sich die Sicht der Menschen.

Hätten sie sich einmal daran gewöhnt, sich nicht mehr mit dem Geschehen nach dem Tode zu befassen, so sehe man sie leicht in jene Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft verfallen, die bestimmten Trieben des Menschengeschlechts nur zu sehr entspreche. Sobald sie es nicht mehr gewohnt seien, ihre Haupthoffnungen auf weite Sicht zu bauen, treibe es sie nach sofortiger Verwirklichung ihrer Wünsche.

Von dem Augenblick an, da sie nicht mehr an ein ewiges Leben glaubten, handelten sie so, als hätten sie nur einen einzigen Tag zu leben. Dies befreite die Bürger auf die Knechtschaft vor. Bleibe weder im Religiösen noch im Politischen eine Autorität bestehen, so erschreckten die Menschen bald ob der unbegrenzten Ungebundenheit. Da im Bereich des Geistes alles in Bewegung sei, wollten sie, dass zumindest in den materiellen Dingen alles gefestigt und dauerhaft sei. Und da sie sich ihrem früheren Glauben nicht wieder zuwenden könnten, «schafften sie sich einen Herrn an».

Diese Analyse hat vieles vorweggenommen, was heute Realität ist: Wenn die grossen Hoffnungen schwinden, will man wenigstens vor der eigenen Haustüre, im Nahbereich, Ordnung haben.

Man perfektioniert den Staat, der die Gesellschaft zusehends «mit einem Netz kleiner, verwickelter, enger und einheitlicher Regeln» bedeckt, einen Staat auch, der gemäss Tocqueville zwar nicht tyrannisiert, aber «bedrängt, entkräftet, schwächt, verdummt» und jede Nation dahin bringt, «dass sie nur noch eine Herde furchtsamer und geschäftiger Tiere ist, deren Hirte die Regierung» bildet.

Angesichts dessen ist der Ruf nach einer politischen Kirchenhierarchie, nach Religionsgemeinschaften, die im politischen Geschäft eine Stimme mehr sein wollen, verfehlt. Denn mainstreamkonform auf das Diesseits gerichtete Aktivitäten wären letztlich nur die Fortsetzung des Bündnisses von Thron und Altar unter den Vorzeichen der Demokratie. Religion hat nur dann eine Funktion in einer pluralistischen Demokratie, wenn sie die Gretchenfrage stellt und auch beantwortet: die Frage nach der ewigen Bestimmung des Menschen jenseits von immanenter Selbstverwirklichung, Selbstaussbeutung und Konsum.

Wenn Religion dazu in rational verantworteter Weise religiöse Antworten gibt, hat sie eine unersetzliche Funktion für die freiheitliche Demokratie, indem sie dem Menschen hilft, über den Tag hinauszuschauen und sich über die Zwänge des Diesseits zu erheben. Und sie wird, wie die Auseinandersetzungen mit den politischen Heilslehren des 20. Jahrhunderts gezeigt haben, zu einem Hort der Freiheit. Mit den Worten von Tocqueville: «Wenn die Demokratie einhergeht mit Sitten und Glaubensüberzeugungen, führt sie zur Freiheit. Wenn sie mit moralischer und religiöser Anarchie daherkommt, führt sie zum Despotismus.»

— Martin Grichting ist Generalvikar des Bistums Chur.